

LITERATUR

## Übermut unter Palmen

Lina kommt im Sauerland zur Welt, wo die Leute gottesfürchtig sind und wenig Verständnis haben für die Sehnsüchte einer jungen Frau. Doch in Lina steckt eine große Lust zum Aufbruch, sie wird getrieben von Fernweh und weiblichem Übermut. All dies schickt sich nicht für eine Frau, schon gar nicht um die Jahrhundertwende; deshalb beschließt die listige Lina, ihr Leben Gott zu widmen.

Das war die aussichtsreichste Möglichkeit für ein junges Mädchen, der häuslichen Enge zu entkommen und ein bißchen in der Welt herumzugondeln. Und so wird Lina als Missionarin im Jahr 1908 auf Ponape angespült, einer Insel in der Südsee. „Die Missionarin“ ist der siebte Roman von Sibylle Knauss, einer souveränen Erzählerin, die in Deutschland bislang unterschätzt wird. Knauss' Roman basiert auf historischen Tatsachen: Die deutsche Kolonialmacht kaufte den Spaniern 1899 die kleine Insel Ponape ab, und während der damals üblichen Zivilisierungsversuche kam es zu blutigen Aufständen.

Genüßlich, mit feiner Ironie entwickelt Knauss vor diesem historischen Hintergrund ihre Geschichte: Missionare, Beamte und Offiziere sollen die „Wilden“ von

Geistern und freier Liebe abbringen und sie preußische Disziplin und Gottesglauben lehren. Den Inselbewohnern will das nicht so recht einleuchten – da sie keinen Begriff von Sünde haben, bedürfen sie auch nicht der Erlösung. Sie wehren sich gegen die fremden Eindringlinge – es kommt zum Kampf.

Es ist Lina, die den Leser durch dieses Abenteuer führt, eine wunderbar eigensinnige Heldin inmitten von Kolonialherren, deren Großmüligkeit mit ihrem Leibesumfang wächst. Linas Geschichte ist auch die Geschichte einer Verwandlung, einer Befreiung: von Konventionen, weiblicher Opferbereitschaft, Prüderie. Linas Missionseifer erlahmt, bis sie nur noch der Logik ihres Herzens folgt: So entdeckt sie nicht nur ein anderes Leben in einem anderen Kontinent, sondern findet, als sie mutig bis ins Innerste der Insel vordringt, nichts Geringeres als sich selbst.

Knauss' Stil ist elegant und einfach, trickreich variiert sie die Erzählperspektiven. Zugleich schildert sie, ohne jeden schrillen Ton der Entrüstung, die uralte Geschichte vom weiblichen Aufbegehren in einer selbstgefälligen Männerwelt.

\* Sibylle Knauss: „Die Missionarin“. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg; 367 Seiten; 39,80 Mark.



Moore in „Die Akte Jane“

CINEMAX

SCHAUSPIELER

## Drill in Hollywood

Demi Moore ist der meistgehaßte Filmstar Amerikas. Seit Jahren überziehen die Medien sie mit Häme. Sie sei vulgär, verbissen, lasse Charisma wie Charme vermissen: ein talentfreies Starlet. Das sah Madame Demi, 35, vermutlich gelassen, solange sie die bestbezahlte Schauspielerin der Filmgeschichte (12,5 Millionen Dollar für „Striptease“) war. Dann schien es aber kurzfristig so, als gerate ihre Karriere wirklich ins Wanken. „Die Akte Jane“, ein feministisch angehauchtes Militärdrama, in dem Moore die erste Rekrutin einer Macho-Elitetruppe der Marine spielt, lief letztes Jahr erst mit großer Verspätung in Amerika an (Deutschlandstart in dieser Woche). Der heftig dementierte Grund: Die Disney-Manager befürchteten, daß „kein Mensch mehr Demi Moore sehen“ wolle. In einem klassischen Akt der Vorwärtsverteidigung

spornte sich der Verleih schließlich mit dem Werbeslogan an: „Failure is not an option“ – versagt wird nicht. Tatsächlich schlug sich der Film an den amerikanischen Kinokassen passabel, Moores immenser Ehrgeiz und Wille zur Selbstkasteiung hatten sich zumindest kommerziell gelohnt. Die Geschichte der muskelbepackten, fast kahl geschorenen Soldatin in „Die Akte Jane“ (Regie: Ridley Scott), die sich den sadistischen Quälereien der Ausbilder unterwirft, um im Militär aufzusteigen, ist nichts anderes als eine Metapher für Moores Weg in Hollywood. Daß sie zeigt, daß hinter Glamour Mühe steckt, ist genau das, was ihr die Medien ankreiden. Ein Star muß strahlen, nicht schwitzen. Demi Moore aber ist eine proletarische Heldin der Arbeit. Immerhin, in „Die Akte Jane“ setzt sie sich durch – mit dem wüsten Spruch „Suck my dick“.

HUMOR

## Filigraner Schwachsinn

Er ist ein Meister der kunstvollen Banalität, der skurrilen Schnurre, der unverwechselbar komisch von seiner abgrundtiefen Leidenschaft für Nutella oder über Wohnungsnot und Mietwucher scherzt. Und wenn dieser drollige Leisetreter mit den düren Grußworten „Ja, hallo erst mal“ ins TV-Studio oder auf die Tourneebühne schlurft, johlen die Fans, und die Kritiker jauchzen über seine „Filigranstücke kabarettistischer Psychologie“: Seit Anfang der neunziger Jahre ist Rüdiger Hoffmann, 33, der



Hoffmann

W. W. BECK / FOTEX

Hochstirn-Humorist aus dem westfälisch-katholischen Paderborn, ein Star in der deutschen Comedy-Szene – ein Komiker, der so cool und entspannt Geschichten aus dem Alltag erzählt, „daß man immer wieder staunen muß, wie schön der in sich selbst ruhende Schwachsinn“ sein kann (so schwärmt die „Süddeutsche Zeitung“). Hoffmanns neues Soloprogramm „Asien. Asien“ kommt jetzt auf CD und als Taschenbuch heraus. Mitte März startet er damit im westfälischen Lippstadt eine Deutschlandtournee.